

Günter de Bruyn

Preußische Trilogie

Günter de Bruyn

Preußische
Trilogie

DIE FINCKENSTEINS
PREUSSENS LUISE
UNTER DEN LINDEN

Bassermann

1. Auflage
Genehmigte Sonderausgabe
© 2022 by Bassermann Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

© der Originalausgaben 1999, 2000, 2003 by Siedler Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Die Bücher sind in alter Rechtschreibung verfasst.

Jegliche Verwertung der Texte und Bilder, auch auszugsweise,
ist ohne die Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Projektleitung dieser Ausgabe: Martha Sprenger
Umschlaggestaltung: Atelier Versen, Bad Aibling
Lektorat (für „Preußens Luise“): Thomas Sparr
Register (für „Unter den Linden“): Brigitte Preissler, Berlin
Bildredaktion: Birgit Plinke, Hamburg, Sabine Kestler
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Herstellung: Timo Wenda



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

118008180104

Die Finckensteins

EINE FAMILIE
IM DIENSTE PREUSSENS

Inhalt

Kunersdorf	9
Halbmonde und Stern	12
Der Feldmarschall	16
Der Kronprinzenerzieher	28
Jugendfreunde	40
Madlitz	49
Theokrit und Kleist	53
Der gerechte König	61
Reform und Opposition	68
Der Frühlingstag im Garten	78
Musenhöfe	86
Arethusa	99
Burgsdorff	104
Tieck	110
Begegnung in der Oper	118
Im Salon	123
Namenloser Gram	129
Krank in Madlitz	135

Glück zu zweit	141
Die Gewaltkur	145
Nervenfieber	151
Henriette	164
Caroline	178
Barnime	191
Einquartierung	198
Industrie und Ackerbau	209
Erhaltung für ewige Zeiten	214
Die Oderfront	223
Trümmer	228
Heimkehr	236
Nachweis der Zitate	245
Ausgewählte Literatur	252
Erfolge der Madlitzer Finckensteins	256
Abbildungsnachweis	259

Kunersdorf

Der 12. August 1759 war für Preußen ein schwarzer Tag. Am 10. war des Königs Armee, von Beeskow und Müllrose kommend, unter Umgehung Frankfurts, wo die Russen schon waren, in Lebus eingetroffen, war am n. bei Reitwein über die Oder gegangen, hatte am nächsten Morgen die bei Kunersdorf stehenden Russen und Österreicher angegriffen und war am Abend, unter Zurücklassung vieler Geschütze, in wilder Flucht an das Flußufer zurückgewichen. Der König hatte nur durch das Eingreifen eines Rittmeisters von Prittwitz und seiner Husaren vor der Gefangennahme durch die Kosaken bewahrt werden können. Von seiner aufgelösten Armee hatte er noch etwa 3000 Soldaten um sich. Vor der Schlacht hatte er 48000 gehabt.

Der Anekdote, nach der der König im Chaos des Rückzuges gerufen hatte, er wünschte, daß eine dieser verdammten Kugeln auch ihn endlich träfe, entspricht der verzweifelte Brief, den er am Abend an seinen Berliner Vertrauten schrieb: Sein Rock sei von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde ihm unter dem Leibe erschossen worden. Die Verluste seien beträchtlich, und er, der alles verloren gebe, sei nicht mehr Herr seiner Leute. In Berlin solle man an die eigne Sicherheit denken. »Den Untergang meines Vaterlandes werde ich nicht überleben. Adieu für immer«, so schließt dieses in Eile gefertigte Schreiben, das nach den einen unsicheren Quellen in Ötscher, noch am östlichen Oderufer, nach anderen erst im links der Oder gelegenen Reitwein geschrieben wurde. Ein Kurier brachte es nach Berlin.



Adolph Menzel: Der König bei Kunersdorf in Gefahr. Friedrich beschreibt diese Situation in seiner »Geschichte des Siebenjährigen Krieges« so: »Der König deckte den Rückzug. Dabei bekam er einen Prellschuß. Hinter ihm wurde das Pionierregiment gefangen genommen, während die Infanterie bereits über die Dämme zurückgegangen war. Nun wollte zuletzt auch der König zurück, doch wäre er dem Feinde in die Hände gefallen, hätte sich nicht der Rittmeister von Prittwitz mit hundert Husaren ihnen entgegengeworfen, so daß dem König Zeit zum Entkommen blieb.«

Gerichtet war dieses Dokument der Verzweiflung an einen Menschen, dem Friedrich, da er ihn von Kindheit an kannte, in Staats- und Organisationsangelegenheiten mehr als seinen schönggeistigen Freunden vertraute und dem er zu Beginn des Krieges schon Instruktionen für den Fall seines Todes gegeben hatte, an den Minister Karl Wilhelm Graf Finck von Finckenstein.

Während dieser mit dem Hofstaat, der königlichen und der eignen Familie vor den Russen nach Magdeburg flüchtete, zog sich der König, der, wie fast immer in den drei schon vergangenen Jahren des Krieges, alle Strapazen mit seinen Soldaten teilte,

langsam nach Westen zurück. Seine Armee, die sich in drei Tagen wieder gesammelt, aber fast die Hälfte ihres Bestandes verloren hatte, sollte hinter der Spreelinie bei Fürstenwalde Berlin zu schützen versuchen, doch war bei der Übermacht der Verfolger und der schlechten Moral der Truppe die Aussicht auf wirksame Abwehr gering.

Die Dörfer des Oderbruchs und des Lebuser Plateaus, die die Truppen durchzogen, waren bereits von Kosaken geplündert worden, so auch Madlitz, wo der König, geschützt durch die Petershagener Seenkette, am 16. August eine Rast einlegte und, inzwischen gefaßter, in Briefen über die Hoffnungslosigkeit seiner Lage berichtete, daneben aber auch die Tatsache, daß er sich momentan auf Finckensteinschem Grund und Boden bewegte, für erwähnenswert hielt.

Zwar wird das geflügelte Wort vom »Mirakel des Hauses Brandenburg«, in einem Brief an den Bruder, den Prinzen Heinrich, erst vierzehn Tage später geschrieben werden, aber das damit gemeinte Wunder, daß nämlich die verbündeten Österreicher und Russen, die bei Kunersdorf auch schwere Verluste erlitten hatten und sich überdies uneins waren, auf die Verfolgung und die Einnahme Berlins verzichteten und sich zurückzogen, trat eigentlich schon während der Madlitzer Marschpause ein.

Halbmonde und Stern

Madlitz, damals zum Kreis Lebus, heute zum Oder-Spree-Kreis gehörig, liegt ostnordöstlich von Fürstenwalde auf der Barnim-Lebuser Hochfläche, die östlich des Dorfes durch eine schmale Rinne von Seen unterbrochen wird. Das Land ist flach, mit nur leichten Wellen; Acker und Wiesen wechseln mit Wäldern, die damals noch vielfältiger als die heutigen Kiefernanzpflanzungen waren, und die wenigen Hügel, die sich kaum merklich aus der Ebene erheben, werden großspurig Berge genannt.

Das Dorf, wahrscheinlich eine Gründung des dreizehnten Jahrhunderts, ist erst seit 1373 urkundlich bezeugt. Lehnsherren waren die Markgrafen und Kurfürsten, Lehnsträger wechselnde Adelsgeschlechter, kurzzeitig auch das Kartäuserkloster und die Universität im nahen Frankfurt an der Oder, bis dann, ab 1551, für genau zweihundert Jahre, die von Wulffen hier saßen, gefolgt, bis in unsere Tage, von den Grafen von Finckenstein.

Will man der mündlichen Überlieferung glauben, daß Friedrich der Große im August 1759 angesichts des geplünderten Dorfes die Ansiedlung von Kolonisten als Schadensausgleich versprochen habe, ist auch der heutige Name des Dorfes auf ihn zurückzuführen. Denn mit der Gründung von Neu Madlitz in den siebziger Jahren bürgerte sich der Name Alt Madlitz ein.

Das Straßendorf, das auf den Herrnsitz zuläuft, hatte in den fünfziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, mitsamt den zwei Vorwerken, zwei Forsthäusern und der Wassermühle, etwa hundert Einwohner, vorwiegend Kossäten, aber auch einen Fischer,

einen Müller, einen Radmacher und einen Schmied. Ihre Häuser waren klein und niedrig, die Einrichtung dürftig, mit Küchen, die von den offenen Feuerstellen geschwärzt waren. Die meist großen Familien lebten auf engstem Raum.

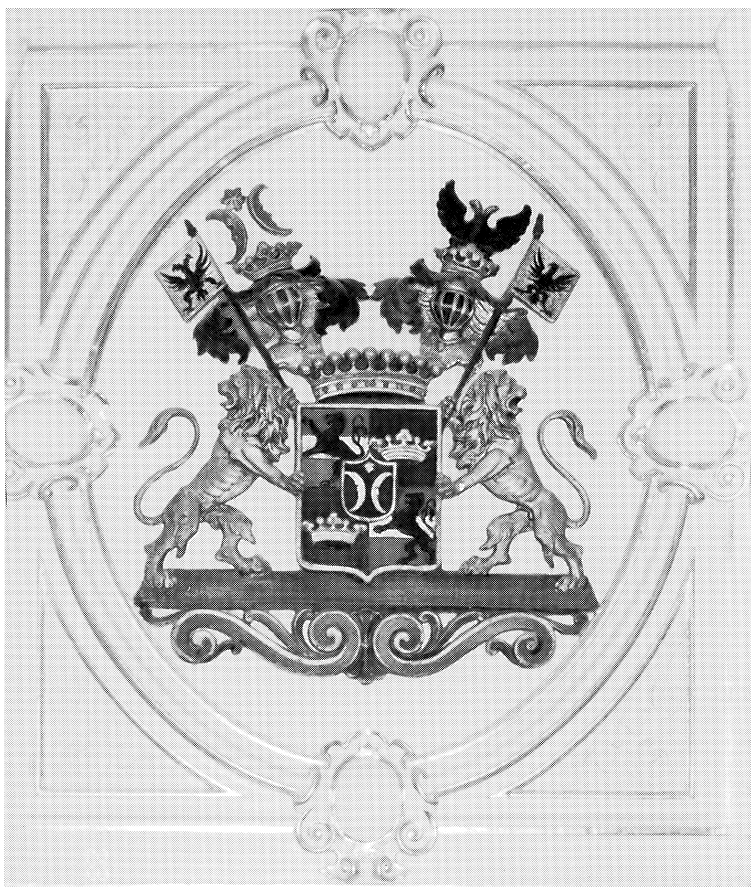
Die Kirche, ein Feldsteinbau aus dem Mittelalter, der später mehrfach verändert, verputzt, angebaut und mit einer klassizistischen Kanzelwand versehen wurde, liegt weder zentral, noch ist er in die Anlage von Schloß und Park einbezogen. Er muß sich vielmehr in die Reihe der die Dorfstraße säumenden Häuser und Höfe bequemen, nur hat er mehr Platz um sich als diese, da früher hier auch begraben wurde; doch schon seit langem hat man den Friedhof aus dem Dorfe verbannt.

Ein Pfarrhaus neben der Kirche sucht man in Madlitz vergebens, da der zuständige Pfarrer schon etwa seit 1600 bei der Mutterkirche im Nachbarort Wilmersdorf saß.

Der Kirchenraum, mit flacher Holzbalkendecke und Westempore, hat keine Patronatsloge, wie sie sonst in Gutsdörfern üblich war. Die gräfliche Familie saß nicht räumlich getrennt von der Gemeinde, sie hatte rechts vorn ihre längs stehende Bank. Ein prunkvolles, hölzernes Epitaph mit Bildnis und zwei Grabsteine mit Relieffiguren erinnern an die von Wulffen; die Finckensteins sind durch eine Stuckkartusche mit ihrem Wappen vertreten: zwei Halbmonde, die sich, unter einem darübersetzten Stern, den Rücken zukehren, also Zu- und Abnehmen symbolisieren. Sie deuten wohl die Dauer im Wechsel an.

Unerklärlich ist die dem Wappen beigegebene Jahreszahl 1734. Zu dieser Zeit gehörte Madlitz noch den von Wulffen, und ein besonderes Ereignis der Finckensteinschen Geschichte, wie zum Beispiel die Verleihung der Reichsgrafenwürde, fällt in dieses Jahr nicht.

Auf die Totengruft in oder an der Kirche hatten die Finckensteins schon früher als andere Gutsherren verzichtet. Ihre Begräbnisstätte lag draußen, östlich des Dorfes, am Weg zur Madlitzer Mühle, auf einem Hügel, dessen Name, der Friedrichsberg,



Das restaurierte Wappen der Finckensteins über dem Kamin im Schloß Madlitz. Die dazugehörige Sage erzählt die traurige Geschichte von zwei Brüdern die die gleiche Jungfrau liebten. Deshalb zwei Halbmonde und nur ein Stern.

möglicherweise auf den König zurückgeht (denn auch andere Flurnamen der Gegend, wie die Russenschanze hinter der Seenkette, erinnern noch an das Jahr 1759), wahrscheinlich aber nach einem Kinde dieses Namens benannt ist, das 1788 schon in der Wiege starb und hier begraben wurde, als erster Finckenstein in Madlitzer Erde, dem Generationen von Toten folgten, bis dann,

irgendwann nach 1945, die Grabstätte mutwilliger oder geplanter Zerstörung zum Opfer fiel.

Den Gemeindefriedhof, den man im vorigen Jahrhundert dem der Gutsherrschaft vorgesetzt hatte, muß man heute umgehen, um zu den Finckenstein-Gräbern zu kommen, die unter Eichen und Lebensbäumen nicht mehr erkennbar sind. Neben einem steinernen Kreuz ist nur noch das erste der Grabmäler, das des Kindes, erhalten, ein Granitquader, auf dem mit Mühe folgende Verse zu lesen sind:

»Rötlich hieng die Blüthe
Da hauchte sie leise der Tod an
Und an des Himmels Strahl
Zeitiget schwellende Frucht«

Der Feldmarschall

Zu jenen märkischen Adelsfamilien, die stolz von sich sagen konnten, sie seien schon vor den Hohenzollern im Lande gewesen, gehörten die Finckensteins nicht. Sie waren erst im achtzehnten Jahrhundert aus Preußen, das man später Ostpreußen nannte, an Spree und Oder gekommen, und sie führten ihre Herkunft nicht, wie die Quitzows oder die Putlitzens, auf den altslawischen Adel, sondern auf den in Tirol, in Kärnten oder in Bayern zurück. Sie waren, will man der urkundlich nicht belegen, aber auch im Grafen-Diplom von 1710 erwähnten Überlieferung glauben, im dreizehnten Jahrhundert mit den Rittern des deutschen Ordens nach Nordosten gezogen, um die heidnischen Pruzzen zu unterwerfen und zu bekehren, waren zwischen Nogat und Memel heimisch geworden und hatten es beim Verfall der Ordensherrschaft im südwestlichen Teil des Landes zu Grundbesitz beträchtlichen Umfangs gebracht. Von ihren Herrnsitzen, die zwischen Neidenburg, Osterode, Gilgenburg und Marienburg lagen, wurde Schloß Finckenstein, seiner barocken Pracht wegen, besonders bekannt.

Als Preußen, wo sich polnische, schwedische und brandenburgische Interessen und Einflüsse kreuzten, durch von Heiratspolitik gesteuerte Erbfolge an den Kurfürsten von Brandenburg gelangte, gehörten die Finckensteins, wie die Dohnas, die Dönhoffs und die Kuenheims, zu den einflußreichsten Familien des Landes, die, immer darauf bedacht, ihre Rechte und Freiheiten zu wahren, sich nur zögernd und mit Vorbehalten in kurfürst-

liche Dienste begaben. Hofämter in Berlin bekleideten sie von den Zeiten des Großen Kurfürsten an.

Aber die Symbiose von König und Adel stand im siebzehnten Jahrhundert noch in den Anfängen. Der Adlige fühlte sich mehr seinem Stand als dem Staat oder gar der Nation verpflichtet. In fremde Dienste zu treten war auch noch nach dem Dreißigjährigen Krieg für die Militärs unter ihnen nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Der Reitergeneral Derfflinger, der für den Großen Kurfürsten bei Rathenow und Tilsit die Schweden besiegte, war vorher in schwedischen wie auch in böhmischen Diensten gewesen; und der historische Prinz Friedrich von Homburg hatte, anders als der von Kleist geschaffene, bevor er bei Fehrbellin gegen die Schweden kämpfte, für die Schweden gegen die Dänen und die Polen gekämpft. Für die in ritterlichen Traditionen Erzogenen kam es nicht darauf an, wofür, sondern daß man kämpfte und, wo auch immer, neben militärischen Kenntnissen Lohn und Lorbeer gewann.

Ein Menschenalter später war es damit zu Ende, zumindest im absolutistischen Preußen, das seinen erstaunlichen Aufstieg auch der Tatsache verdankte, daß es den Ehrbegriff des Adels an die Person des Königs und damit an den Staat zu binden verstand. Friedrich Wilhelm I. hatte mit adliger Aufsässigkeit, gegen die er mit Drohungen und Vereinbarungen anging, noch Sorgen; sein Sohn, Friedrich II., aber konnte sich auf den Adel schon völlig verlassen; das gesamte Offizierskorps wurde von ihm gestellt. Jener Finckenstein, der einen Zweig seines Geschlechts an die Spree bringen sollte, bietet ein Beispiel dafür, wie relativ rasch diese bindende Verpflichtung des Adels gelang.

Albrecht Konrad Finck von Finckenstein, den wir in Folgendem den Feldmarschall nennen werden, wurde 1660 in einem Dorf bei Soldau, im südlichen Ostpreußen, geboren – und nicht in Neidenburg, wo eigentlich sein Elternhaus stand. Es waren Kriegszeiten, die auch Pestepidemien zur Folge hatten, und vor diesen waren die Eltern aufs Land geflohen. Sein Vater, der in

jungen Jahren in Berlin beim Kurprinzen, dem späteren Großen Kurfürsten, als Kammerjunker gedient hatte, fiel kurz vor der Geburt seines jüngsten Sohnes der Pest zum Opfer, und da seine Frau ihm bald danach in den Tod folgte, wurde das Kind bei Verwandten erzogen, bis der Sechzehnjährige eine militärische Laufbahn einschlug, aber nicht in preußische, sondern, durch Vermittlung eines älteren Bruders, in niederländische Dienste trat. Die dort regierenden Oranier waren verwandtschaftlich mit dem kurfürstlichen Hause verbunden; sie waren Reformierte, wie die meisten dem Hofe nahestehenden Adelsfamilien; und sie beherrschten die modernste Kriegstechnik. Gründe für diesen Schritt also gab es genug.

Unter Wilhelm III. von Oranien, der später König von England wurde, focht er in mehreren unglücklich verlaufenden Schlachten gegen die Franzosen Ludwigs XIV., wurde nach einer Verwundung deren Gefangener, erkaufte sich seine Freiheit wieder, indem er in die französische Armee wechselte, sich vom Gemeinen zum Offizier hochdiente, in Spanien kämpfte, den Dienst aber quittierte, als Brandenburg-Preußen wieder zum Kriegsgegner Ludwigs XIV. wurde und der Kampf um die Pfalz begann. 1689, unter Kurfürst Friedrich III., trat er als Major in brandenburgische Dienste und begann damit seine preußische Karriere, die ihn über viele Schlachtfelder der Nordischen Kriege und des Spanischen Erbfolgekrieges führte und die schließlich, fast am Ende seines fünfundsiebzigjährigen Lebens, mit der Feldmarschallswürde und dem höchsten preußischen Orden, dem des Schwarzen Adlers, gekrönt wurde. Es war ein rühm- und erfolgreiches Soldatenleben, dessen Bedeutung für Preußen und auch für die eigene Familie, aber doch weniger auf seinem bedeutenden militärischen Wirken, für das ihm vom Kaiser die Grafenwürde verliehen wurde, als auf der Tatsache beruhte, daß Finckenstein Oberhofmeister, also Erzieher und Berater zweier preußischer Kronprinzen wurde und damit dem Königshause aufs engste verbunden war.

Als am 18. Januar 1701 Kurfürst Friedrich III. als Friedrich I. zum König »in« Preußen gekrönt wurde, gehörte Finckenstein schon seit einigen Jahren zum engeren Kreis derer, die regelmäßig bei Hofe verkehrten. Besonders die geistvolle Kurfürstin Sophie Charlotte schätzte den Offizier mit französischer Bildung, der neben militärischen Kenntnissen und Verdiensten auch die feinsten Manieren hatte und der sich als Vierzigjähriger zur Heirat mit einer ihrer Hofdamen entschloß. Im Mai des Jahres 1700, in dem Jahr also, in dem, auch auf Betreiben der mit Leibniz befreundeten Kurfürstin, die Sozietät der Wissenschaften, die spätere Akademie, gegründet wurde, heiratete Finckenstein die aus Hessen-Kassel stammende Susanna von Hoff. Im Berliner Stadtschloß, das in diesen Jahren von Andreas Schlüter zu dem barocken Monumentalbau gestaltet wurde, den 250 Jahre später der Zweite Weltkrieg beschädigen und Ulbricht beseitigen sollte, richtete die Kurfürstin für ihre Hofdame die Hochzeit aus.

Als vier Jahre später der Generalmajor Finckenstein zum Oberhofmeister des Kronprinzen ernannt wurde, war dieser schon sechzehn Jahre alt. Die Wahl des neuen Erziehers, der einen Grafen von Dohna ablöste, hing sowohl mit dem schwierigen Charakter des Zöglings als auch mit den schwer durchschaubaren Intrigen und Prestigekämpfen des Hofes zusammen, in die auch Sophie Charlotte, die Königin, ständig verwickelt war. Sie war für die frühe Erziehung des Thronfolgers verantwortlich gewesen und hatte dabei besonderen Wert auf gelehrte französische Bildung, auf sittlich-religiöse Erziehung und höfischen Anstand gelegt. Damit aber waren die Lehrer, die sie ausgewählt hatte, teilweise gescheitert. Der Zögling, dessen Charakter sich früh schon verfestigt hatte, war zwar zu einem gläubigen Christen, nicht aber zu einem Bildungsbeflissenen und Hofmann geworden. In seinen Flegeljahren zeigte er seiner Umgebung ständig, daß er in Opposition zu ihr stand. Zum Beweis seiner Verachtung höfischer Formen kleidete er sich gern in



Adolph Menzel: Königin Sophie Charlotte im Gespräch mit den Philosophen Leibniz vor dem nach ihr benannten Schloß Charlottenburg. Menzel schuf diese Illustration zu Friedrichs II. »Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg«.

grobes Zeug wie ein Bauer, verschmähte, so oft es ging, Rock und Perücke, aß lieber, manchmal auch mit den Fingern, von Holzbrettern als von silbernen Tellern, ließ seinen Haß auf alle Gelehrsamkeit überall laut werden, und die Damen, die ihn schüchtern machten und erröten ließen, behandelte er grob. Statt mit den Herren vom Hofe, vor denen er linkisch wirkte, verkehrte er lieber mit gewöhnlichen Leuten, am liebsten mit Sol-

daten und Korporalen, deren grobes Deutsch er nachahmte, wie überhaupt von früh an seine Liebe allem Militärischen galt. Das Kind, das später Soldatenkönig genannt werden sollte, hatte schon seine Kompanie zum Exerzieren, und als Offizier erfüllte es seine Pflichten pünktlich und akkurat.

Finckenstein, der zwar zum Kreis der Königin gehörte, von den anderen Parteiungen bei Hofe aber seiner militärischen Verdienste wegen geachtet wurde, schien ein Mentor zu sein, der guten Einfluß auf den eigensinnigen Thronfolger ausüben konnte, weil er Kriegserfahrung und soldatischen Mut, die dem jungen Mann imponierten, mit Bildung, einem bei Hofe durchaus nicht selbstverständlichen unanständigen Lebenswandel und elegantem Auftreten verband.

Die Ernennung erfolgte in Freienwalde an der Oder, wo die königliche Familie den »Gesundbrunnen« gebrauchte, dessen Heilkraft zwanzig Jahre zuvor vom Apotheker des Städtchens entdeckt worden war. Schon der Große Kurfürst war hier Kurguest gewesen, und sein Sohn, der König, ließ sich zwei Jahre darauf von Andreas Schlüter neben der Quelle ein Schloßchen errichten, das aber heute nicht mehr existiert.

Es war der sechzehnte Geburtstag des Kronprinzen, der zum Anlaß genommen wurde, ihn vorzeitig für volljährig zu erklären und den Erzieher der Kinderzeit abzulösen. Finckenstein, der nicht, wie sein Vorgänger, bis ins Detail festgelegte Erziehungsinstruktionen zu befolgen hatte, sondern nur angewiesen wurde, alle für einen Regenten erforderlichen Fähigkeiten festigen zu helfen, sollte mehr ständiger Begleiter, Beschützer und Berater als Lehrer sein.

Er erfuhr von seiner Ernennung erst durch Kuriere, denn er war mit der Truppe, die Bündnispflichten zu erfüllen hatte, im Krieg. Ein Tag zuvor, am 13. August 1704, hatte eine der blutigsten Schlachten des Spanischen Erbfolgekrieges begonnen. Bei Höchstädt, in Schwaben, waren die Franzosen und Bayern von den alliierten Engländern, unter Marlborough, Österreichern,



Albrecht Konrad Finck von Finckenstein, Feldmarschall und Kronprinzenerzieher, Erbauer des Schlosses Finckenstein. Seine Verdienste in der Schlacht bei Malplaquet wegen verlieh ihm 1710 der Kaiser die erbliche Reichsgrafenwürde. Friedrich I., der eine Verletzung seiner Souveränität witterte, stimmte der Verleihung erst nach Fürsprache des Prinzen Eugen zu.

unter dem Prinzen Eugen, und Preußen, unter dem, damals noch jungen, Alten Dessauer, geschlagen worden, und Finckenstein war dabei gewesen und hatte zum Sieg wesentlich beigetragen. Erst am 25. August konnte er in Berlin eintreffen und sein Amt an treten – das offiziell schon nach zwei Jahren, mit der Heirat des Kronprinzen, enden sollte, in Wahrheit aber noch lange währte, da Friedrich Wilhelm ihn auch als König noch brauchte: für seinen Sohn.

Es war eine schwierige Aufgabe, die Finckenstein übernommen hatte, und zwar nicht nur, weil er, der gereifte Soldat und feine Hofkavalier, nun täglich mit dem zu Derbheiten neigenden, cholerischen, oft kränkelnden jungen Mann Zusammensein und mit ihm auskommen mußte, sondern auch, weil der Wille des Königs, den er zu erfüllen hatte, häufig im Widerspruch zu dem des Kronprinzen stand. Seine Pflicht war es, den Thronfolger vor Gefahren für Gesundheit und Leben zu schützen, und da dieser, besonders auf Kriegsschauplätzen, die Gefahren oft suchte, durfte der Beschützer auch List nicht verschmähen. Hinzu kam, daß die Parteien des Hofes bei ihren Machtkämpfen Einfluß auf den Kronprinzen zu nehmen suchten, und dazu bot sich Finckenstein als Mittelsmann an.

Vor den militärischen Exkursionen, die er mit seinem Zögling zu machen hatte, wurde, im Herbst 1704, eine Bildungsreise, eine sogenannte Kavalierstour, unternommen, die in die Niederlande führte, wo der Kronprinz schon einmal, als Zwölfjähriger, gewesen war. Obwohl man incognito reiste, wurde man manchmal mit königlichen Ehren empfangen, und die Kriegsschiffe, die man besuchte, schossen Salut. Den Winter über besichtigte man in verschiedenen Städten Bauten und Häfen, unterrichtete sich über Finanzen und Handel, bewunderte den Wohlstand der Bürger, besuchte nicht nur Gemäldegalerien, sondern auch die Ateliers der Maler, und alles ließ in dem künftigen König, der später mit Backsteinbauten und Grachten Holland nach Potsdam zu holen versuchte, im Malen dilettierte und sich einen

Lebensabend in Delft oder Den Haag erträumte, bleibende Eindrücke zurück.

Im Februar sollte die Reise, an Feldmarschall Marlboroughs Seite, weiter nach England führen. Schon waren zum Begleitschutz bei der Kanalüberquerung britische Kriegsschiffe nach Holland beordert worden, da traf die Nachricht vom plötzlichen Tod der Königin bei Finckenstein ein. Der Sohn, der an der Mutter in Liebe gehangen hatte, obwohl er für ihre musischen und philosophischen Neigungen kein Verständnis aufbringen konnte, verfiel in so tiefe Trübsal, daß Finckenstein um seine Gesundheit bangte. Doch brachte er ihn, der bei der prunkvollen Trauerfeier nicht fehlen durfte, heil nach Berlin zurück.

Schwieriger war es, den militärbegeisterten Schützling, der seiner Feuertaupe entgegenfieberte, auf kriegerischen Bildungsreisen zu hüten, zu denen der Spanische Erbfolgekrieg Gelegenheit bot. 1706 reiste man zu Belagerungsgefechten nach Flandern, und 1709 durfte der Kronprinz die blutige Schlacht bei Malplaquet miterleben, wo 60 000 Soldaten starben und ein preußisches Korps an dem Sieg Marlboroughs und des Prinzen Eugen entscheidend beteiligt war. Da mußte Finckenstein, der in der Schlacht auch militärische Aufgaben zu erfüllen hatte und sie so glänzend erfüllte, daß ihm und seiner Familie dafür vom Kaiser auf Vorschlag des Prinzen Eugen die Reichsgrafenwürde verliehen wurde, seinem Schützling als Sicherheitsmaßnahme berittene Eskorten verordnen. Er mußte Wege und Hecken nach versteckten Freischärlern absuchen lassen und Umwege wählen, damit der Kronprinz und seine Begleiter auf den Kampfplätzen erst eintrafen, wenn die größte Gefahr schon vorüber war.

Daß es den späteren Soldatenkönig, der die Mahnung seiner Mutter, nie Angriffskriege zu führen, immer beherzigen sollte, noch leidenschaftlicher als nach Kriegsbewährung nach Paraden, die man damals Revuen nannte, nach Verbesserung der Ausrüstungen und der Uniformen und vor allem nach Exerzierübungen verlangte, erleichterte wiederum Finckensteins Aufgabe; denn

das, was man damals »kleiner Dienst« nannte, mit dem sich Feldherren normalerweise nicht abgaben, sondern ihn den Subalternoffizieren und den Korporälen überließen, hielt den Thronfolger, der seiner Armee mit Hilfe des Alten Dessauers den später berühmten und berühmigten preußischen Drill beibrachte, häufig von wagehalsigen Unternehmungen ab.

In diese Jahre fiel auch des Kronprinzen Heirat, mit der der König es eilig hatte, weil er sich krank fühlte und die weitere Thronfolge gesichert sehen wollte. Auch dabei war Finckenstein nötig, und er wurde nun doch wider Willen in eine Hofintrige verwickelt, in der er Partei für den Kronprinzen und gegen den König nahm. Er befolgte dabei Befehle, denn Friedrich Wilhelm war für ihn einerseits zwar Schützling und Zögling, andererseits aber auch Vorgesetzter, dem zu gehorchen war.

Drei Heiratsverbindungen waren erwogen worden: mit Hessen-Nassau, mit Hannover und mit Schweden. Die erstgenannte Prinzessin schied aus, weil Friedrich Wilhelm äußersten Widerwillen gegen sie zeigte. Die zweite, eine Nichte der verstorbenen Königin Sophie Charlotte, also eine Cousine, war dem Kronprinzen am liebsten, und sie wurde auch von der mächtigsten Hofpartei favorisiert. Der König aber konnte die Verwandten seiner Frau in Hannover nicht leiden, da sie ihn, auf Grund ihrer engen Verbindungen zu England, zu bevormunden versuchten, und da er gerade Allianz-Verhandlungen mit Karl XII. führte und bei einer ehelichen Verbindung sich Hoffnung auf Schwedisch-Vorpommern oder Livland machen zu können glaubte, bevorzugte er die schwedische Prinzessin Ulrike Eleonore, die aber in Berlin unbekannt war. Also wurde Finckenstein, als Heiratsspion sozusagen, unter dem Namen von Obentraut (das war der Geburtsname seiner Mutter) in die schwedische Hauptstadt geschickt.

Vom König hatte er den Auftrag erhalten, die Gestalt, das Gemüt und, der erwünschten Nachkommen wegen, die Gesundheit der Prinzessin in Erfahrung zu bringen; der Kronprinz

aber hatte ihm zusätzlich befohlen, die Schwedin auf jeden Fall häßlich, maliziös, stupide und zwergenhaft verwachsen zu finden und das dem König auch mitzuteilen, was Finckenstein, dem Kronprinzen zuliebe, auch wunschgemäß ausführte – und damit der künftigen Mutter Friedrich des Großen zur Königinnenwürde verhalf.

Die greise Kurfürstin Sophie von Hannover, des Kronprinzen Großmutter, war mit den preußischen Heiratsplänen zwar sehr zufrieden, nur hätte sie sich für die Prinzessin Sophie Dorothea den Enkel, der anscheinend mehr auf den Exerzierplatz als ins Brautbett strebte, etwas verliebter gewünscht. Im Juni 1706 gingen in Hannover in Anwesenheit des Königs die Brautwerbung und die Verlobung vorstatten, die Hochzeit aber mußte bis in den November verschoben werden, weil der prunkliebende König, zum Entsetzen des sparsamen Kronprinzen und zur Belustigung Ludwigs XIV., die Ausstattung der Braut in Paris bestellte, obwohl man sich im Kriegszustand mit Frankreich befand.

Da der Hof in Hannover, der die Hochzeit ausrichten mußte, sich dem verlangten königlichen Aufwand finanziell und zeremoniell nicht gewachsen fühlte, wurde die Vermählung in Hannover nur formell, durch einen Stellvertreter, den sogenannten Prokurator, vollzogen, zu dem Prinz Georg, Bruder der Braut und späterer König von England, ausgewählt wurde. Ihm mußte Finckenstein, der mit großem Gefolge nach Hannover geschickt worden war, die Vollmacht des kronprinzlichen Bräutigams überreichen und einige Tage nach der Formaltrauung die Braut in die preußische Residenz begleiten. Da gab es viel Pomp und Zeremoniell schon auf der Reise und mehr noch bei der Ankunft in der illuminierten Hauptstadt und in der Schloßkapelle, wo Bischof Ursinus, ein Reformierter, der auch 1701 bei der Königskrönung das Zeremoniell der Salbung vollzogen hatte, bei der erneuten Trauung sich predigend kurz faßte, weil er wußte, daß das dem Kronprinzen, der auch mit Zeit gern sparte, gefiel. Im neuen Schloß, dem Prachtwerk Schlüters, wurde mit großem

Aufwand getäfelt. An dem traditionellen Fackeltanz der Minister und Generäle, nach welchem das Brautpaar ins Schlafzimmer geleitet wurde, hat Finckenstein wohl auch teilgenommen, und sicher hat er geahnt, daß es mit Festlichkeiten wie diesen, die sich bis zu den Weihnachtstagen erstreckten, zu Ende sein würde, wenn sein Zögling, der sich die weiße Schlepprobe nach französischem Muster vor der Trauung nur widerwillig hatte umlegen lassen, erst die Macht über das Land und den Staatsschatz hatte. Vielleicht hat dem vollendeten Hofkavalier, der die dem Sonnenkönig nachgeahmten Zeremonien wie kein anderer beherrschte, bei aller Anhänglichkeit an den künftigen König vor diesem zu erwartenden Umsturz bei Hofe auch ein wenig gegraut.

Der Kronprinzenenerzieher

Eine vereitelte Flucht, die den Tod eines Menschen zur Folge hatte, wie Sophie Dorothea sie später bei ihrem Sohn Friedrich erleben sollte, stand auch an ihrem Lebensbeginn. Ihre Mutter, auch eine Prinzessin Sophie Dorothea, war aus Erbfolgegründen mit sechzehn Jahren an den Kurprinzen von Hannover, den späteren König Georg I. von Großbritannien, verheiratet worden, der sie vernachlässigt und offen betrogen hatte, worauf auch sie ein Liebesverhältnis begonnen hatte, mit einem Grafen von Königsmark. Dieser, ein Bruder der berühmten Geliebten Augusts des Starken, war, da er mit der Prinzessin zusammen hatte entfliehen wollen, ermordet worden, und sie wurde, als Fünfundzwanzigjährige, zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Als »Prinzessin von Ahlden« hat sie auf dem Schloß dieses Lüneburger Marktfleckens (in dem, unter Verwendung dieser düster-roman-tischen Liebes- und Lebensgeschichte, Arno Schmidt seinen 1956 erschienen Roman »Das steinerne Herz« ansiedelte) unter Bewachung noch zweiunddreißig Jahre gelebt. Ihre zwei Kinder, die wie die Eltern Sophie Dorothea und Georg hießen, hat sie nie wieder sehen dürfen. Sie wuchsen am Hof von Hannover mutterlos auf.

Friedrich Wilhelm, der Kronprinz von Preußen, war als Kind, wenn er Besuch bei der Großmutter machte, häufig mit ihnen zusammengekommen, hatte Sophie, sein späteres »Fiekchen«, erfreulich, deren Bruder Georg, den späteren englischen König, aber unausstehlich gefunden und sich dann lebenslang diese

Meinung über die beiden bewahrt. Da er sich vorwiegend in Männergesellschaften bewegte, von Frauen, über die er nur Schlechtes dachte, also auch nicht in Versuchung geführt werden konnte und in dieser Hinsicht sehr sittenstreng lebte, hat er seiner Frau immer die Treue gehalten – auch in dieser Hinsicht ein Ausnahmefall unter den Fürsten der Zeit.

Sophie Dorothea war in Hannover selbstverständlich französisch erzogen worden, paßte also gut an den Hof Friedrichs I., wo ihre Bildung und Eleganz auch gewürdigt wurden und ihre schlanke Gestalt, die allerdings später, nach vierzehn Geburten, überaus füllig wurde, den Kavalieren gefiel. Weniger gut paßte sie, die Sparen nicht gelernt hatte, an die Seite ihres äußerst sparsamen Gatten, der bewußt den derben Deutschen hervorkehrte, jähzornig werden konnte und sie, ihrer Erfolge bei Hofe wegen, mit einer Eifersucht quälte, die allen und jedem, sogar seinem Vater galt. Glücklicherweise war diese Ehe wohl nicht zu nennen, aber da Friedrich Wilhelm, bei aller Tyrannei, die er über seine schnell wachsende Familie ausübte, der Frau und den Töchtern doch den gewohnten höfischen Lebensstil, wenn auch knapp bemessen, zubilligte, konnte die Ehe in dieser Zweiteilung in eine asketisch-männliche und eine höfisch-weibliche Sphäre trotz scharfer Gegensätze, in die auch die Kinder verstrickt wurden, bis an sein Lebensende bestehen.

Finckenstein, ohne den diese Ehe möglicherweise gar nicht zustande gekommen wäre, gehörte nach Bildung und Lebensart eher in den Kreis um Sophie Dorothea, doch da seine dienstlichen Aufgaben ihn an den Kronprinzen, später den König, banden, kann man bei ihm wohl einen inneren Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung vermuten und ein Bestreben, als Mittler zu wirken, vor allem in der problematischen Beziehung zwischen Vater und Sohn.

Ein Jahr nach der Heirat des Kronprinzen kam ein Thronfolger zur Welt, der sie aber bald wieder verlassen mußte; und auch der nächstjährige Knabe war lebensunfähig. Dann kam ein

Mädchen, die Wilhelmine, die nach Bayreuth heiratete und im Alter hochinteressante, nicht immer ganz glaubwürdige Memoiren verfaßte; und dann wurde, am 24. Januar 1712, Friedrich geboren, zu dessen Tauffeierlichkeiten der glückliche Großvater noch einmal zeigte, was er an Luxus und Zeremoniell aufbieten konnte – zum vorletzten Mal. Denn das nächste und letzte glänzende Fest, schon im Jahr darauf, war sein Leichenbegängnis, bei dem mit ihm auch die Auffassung zu Grabe getragen wurde, daß die Königswürde Aufwand und Verschwendung verlange. Der neue König war mehr für das Großhungern und das Mehr-Sein-als-Scheinen. Die barocken Perücken mußten den billigeren Zöpfen weichen. Tafelgeschirr und edle Weine wurden verkauft, um die Schulden zu decken. Lakaien mußten Soldaten, Hofmusiker Militärmusiker werden, und die Maler bekamen keine Aufträge mehr. Die Zahl der Feiertage wurde verringert, Blaue Montage und Volksfeste wurden verboten. Die Marktweiber sollten, nach Meinung des Königs, nicht untätig hinter ihren Kiepen sitzen, sondern dabei Wollstrümpfe stricken, und aller Müßiggang wurde bestraft. Mit Sparsamkeit, Zweckdenken und einer gewaltsamen Pädagogik machte Friedrich Wilhelm I. aus Preußen das, was man später unter Preußen verstehen sollte: einen Staat der Vernunft, des Militärs, des Rechts und der Ordnung, der an der Hierarchie von König, Adel, Bürger und Bauern nichts ändern sollte, der sich aber nicht als Geldeintreiber der Krone, sondern als dem Allgemeinwohl verpflichtet verstand. Jeder hatte an seinem Platz seine Pflichten, auch der König, der der erste Diener des Staates war.

Am Hofe, der personell stark reduziert worden war und wie das ganze Land knausern mußte, hatte man nach der Thronbesteigung erwartet, daß Finckenstein, des jungen Königs Vertrauter, zum ersten Minister gemacht werden würde, aber Friedrich Wilhelm brauchte ihn für einen anderen, nicht weniger verantwortungsvollen Posten, der ihn noch viele Jahre an Berlin und die Mark band.

Dabei fühlte sich Finckenstein, obwohl er neben seinen Militär- und Hofämtern als Johanniter-Ritter auch in der Komturei Lietzen, im Kreis Lebus, Aufgaben hatte, zeit seines Lebens in Ostpreußen heimisch. Dort, auf seinem Gut Habersdorf, erbaute er sich in diesen Jahren, nach Entwürfen von Jean de Bodt, der in Berlin auch an der Parochialkirche und dem Zeughaus mitgebaut hatte, eines der prächtigsten Schlösser des deutschen Ostens, das hundert Jahre danach selbst Napoleon, der dort seine Liebesromanze mit der Gräfin Maria Walewska erlebte, als ihm standesgemäß anerkannte und das 1945 beim Einmarsch der Roten Armee mit der ganzen deutschen Kultur dieser Region zugrunde ging.

Friedrich Wilhelm, der es kurz nach seiner Erbauung auf einer Inspektionsreise besucht hatte, war der Name Habersdorf unpassend erschienen, und er hatte es in Finckenstein umzutauften befohlen – worauf ein anonymen Dichter, ein »unterthäniger Diener dieses Hohen Hauses«, ein langes Gedicht verfaßte, das mit den Zeilen beginnt:

»Beglücktes Habersdorff, Du heißt nun Finckenstein,
Nachdem der König Dich hat wollen so benennen ...«

das dann die Kriegstaten Finckensteins an der Seite des Prinzen Eugen und seine Erhebung in den Grafenstand preist, in der zehnten Strophe auch seine Verdienste als Diplomat mit den Worten rühmt:

»Wie als Gesandter er Sein Ambt hat oft verricht,
Wann Er geschicket wardt nach anderweitig Höfen,
Mit was Vernunft und Witz Er Sachen hat geschlicht,
So wie er anderseits gefochten als die Löwen,
Wie Er die Feder hat gebraucht gleich dem Degen,
Davon muß alle Welt ein Zeugniß ihm ablegen«,



Schloß Finckenstein in Ostpreußen. Als sich hier die Liebesgeschichte Napoleons mit der Gräfin Maria Walewska abspielte, gehörte das Schloß schon seit Jahrzehnten nicht mehr den Finckensteins, sondern den Dohnas. 1945 brannte das Schloß völlig aus.



um am Schluß, in der dreizehnten Strophe, in einer Anspielung auf das Finckensteinsche Wappen philosophisch zu werden:

»So grün dann Finckenstein bis an das End der Welt Und
bleibe fest bestehn so lang die Sonne läuffet.
Im Wapen deines Herrn sieht man den Mond gestellt,
Der nehme immer zu und werde stets gehäuffet.
Doch wünsch ich zum Beschluß:
Daß niehmals hier auf Erden
Des Wechsels halber mag Dein Mond vollkommen werden.«

Häufig wird sich wohl Finckenstein in Finckenstein nicht aufgehalten haben können, denn sein neuer, verantwortungsvoller Posten als Erzieher des Kronprinzen Friedrich, den er nicht allein lassen durfte, erforderte seine ständige Anwesenheit in Berlin oder im Jagdschloß Wusterhausen, dem heutigen Königs Wusterhausen, in dessen Abgeschiedenheit und Primitivität der König gern lebte und gern auch die Kinder zu sich beorderte – zu deren Schrecken, wie man aus den Memoiren der Prinzessin Wilhelmine weiß.

Der Kronprinz war in den ersten Jahren der Obhut der Frauen an vertraut gewesen, von seinem siebenten Lebensjahr an aber wurde seine Erziehung zur Sache des Königs, der die Oberraufsicht über die Lehrer Finckenstein übertrug.

Die Bestallung zum Gouverneur oder Oberhofmeister ist datiert vom 13. August 1718 und der verquerten, ungeschickten und umständlichen Sprache des Königs wegen sehr lang. In ihr wird anfangs die Wahl dieses Mannes, die »sonder Zweifel durch des Höchsten Vorsehung« erfolgte, mit dessen Verdiensten und seiner Treue begründet – was sich in der Diktion des Königs, der Deutsch nie systematisch gelernt hatte, dann so anhört:

»Unter Allen, so Mir nach einer sorgsamten Überdenkung beigefallen, habe Ich, sonder Zweifel durch des Höchsten Vorsehung, Meine Augen und Wahl so wohl auf Meinen General-

lieutenant Graff von Finckenstein geworffen, als welcher vor seine Persohn mit ungemeinen Qualitäten, einer sonderbaren Prudence und Moderation, einer untadelichen Conduite, welcher er auch in der Jugend spüren laßen und mit vielen in Kriegesoperationen nöthigen Wissenschaften begabet, auch welcher überdem Mir seine treue Devotion und Ergebenheit in allen denen wichtigen Kriegsangelegenheiten, so Ich ihm anvertrauet, satt-samlich und zu Meiner sonderbahren Vergnügung spüren laßen; welches Mir dann so wohl alß auch daß er jederzeit und selbst von Meiner zahrten Jugend an, auch noch immerhin, sich an mich einzigt und allein attachiret, zu keinem anderen sich gewendet und ihn angehangen, sondern Mir zu Gefallen sich befließen und angelegen seyn laßen, vornehmlich mich bewohgen, ihm Meinen Sohn zu übergeben und anzuvertrauen ...«

Die Erziehung, die der königliche Vater fordert, ist in erster Linie, noch vor der militärischen, eine religiöse, die »Lust und Hochachtung vor der Tugend« und »Abscheu und Ekel vor dem Laster« erzielen soll. In acht Punkten schreibt Friedrich Wilhelm seine Anordnungen nieder. Der Kronprinz muß, erstens, morgens und abends sein Gebet auf den Knien verrichten, muß, zweitens, jeden Morgen ein Stück in der Bibel lesen, drittens und viertens regelmäßig die Kirche besuchen und fleißig den Katechismus studieren, und es muß ihm, fünftens bis achtens, Abscheu vor allem Schlechten eingeflößt werden, besonders vor lasterhaften Gesprächen, vor pflichtvergessenen Personen, vor Opern, Komödien und allen anderen weltlichen Eitelkeiten. Nebst Gott muß er seine Eltern lieben und achten lernen. Muß ihm aber seiner Unarten wegen mit einer Anzeige bei den Eltern angst gemacht werden, darf nur die Mutter dabei erwähnt werden, nicht aber der Vater, der nicht gefürchtet, sondern geliebt werden will. Die Anekdote, nach der der König Berliner Bürger, die aus Furcht vor ihm fliehen, mit den Worten: »Lieben sollt ihr mich, ihr Kanaillen!« verprügelt, trifft auch sein Verhältnis zum

ständig von ihm schikanierten Kronprinzen, der ihm gegenüber zu seinem Leidwesen nur »knechtische und schlawische Affekte« zeigt. In der Anweisung für Finckenstein, dieses Verhalten durch Erziehung zu ändern, klingt etwas von der Verzweiflung eines Vaters mit an, der alles falsch macht, weil er es gut machen will.

Einblick in den Alltag des neunjährigen Zöglings gibt eine Anordnung des Königs aus Wusterhausen, die die Behauptung Wilhelmines, daß für die Kinder Berlin nur das Fegefeuer, Wusterhausen aber die Hölle gewesen sei, zu bestätigen scheint. In Berlin nämlich konnten sie leicht in mütterliche Bereiche flüchten; in dem kleinen Jagdschloß aus Renaissance-Zeiten aber, das mit seinem gedrungenen Turm noch ein wenig an die Burg erinnerte, die hier im Mittelalter den Nötte-Übergang gegen die Lausitz geschützt hatte, waren sie in den winzigen Stuben des Obergeschosses dem immerfort polternden König ganz ausgeliefert. Es war wie in einer Kaserne, wo ein mißtrauischer Korporal jeden Schritt kontrolliert.

Die Anordnung für Finckenstein führt den Titel »Reglement, wie Mein ältester Sohn Friedrich seine Studien in Wusterhausen halten soll«, und sie stellt für die Herbstmonate, die man hier zu verbringen pflegte, einen detaillierten Dienstplan des Kronprinzen dar. Exakt festgelegt sind hier Tage und Stunden. Geweckt, und ohne nochmaliges Umdrehen sofort aufgestanden, wird um sechs, nur sonntags um sieben. Kaum in den Pantoffeln, wird auf die Knie gefallen und laut gebetet, dann »hurtig« angekleidet, »propre«, aber nur sonntags mit Seife, gewaschen, frisiert, geschwänzt, nur sonntags gepudert, und das alles in fünfzehn Minuten. Für Frühstück und Tee bestimmt sind am Sonntag sieben Minuten, wochentags aber wird während des Kämmens gegessen. Vor halb sieben wird mit den Domestiken und Lehrern gebetet, ein Kapitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, so daß der Unterricht pünktlich um sieben beginnen kann. Er dauert bis fünf Uhr nachmittags, von einer Mittagszeit unterbrochen, die der Schüler, frisch gewaschen und weiß gekleidet, beim König

verbringen muß. Zwischen Unterrichtsschluß und Abendessen darf er sich an der Luft, nicht in der Kammer, »divertiren« und »thun was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist«. Auch den Sonntag, nach Kirchgang und Mittagessen, hat »das Fritzgen vor sich«.

Zu des Erziehers wichtigsten Pflichten gehörte es selbstverständlich, den Kronprinzen zu einem guten Soldaten zu machen. Früh mußte er reiten, exerzieren und eine Kompanie Kadetten kommandieren lernen. Schon der Achtjährige wurde zum Subalternoffizier befördert, der Achtzehnjährige zum Oberst ernannt. Alles war darauf gerichtet, aus Friedrich einen zweiten Friedrich Wilhelm zu machen, aber dieser mit Gewalt durchgesetzte Plan ging nicht auf. Der Sohn, der sich für Wissenschaften interessierte, die ihm, mit Ausnahme von Staatengeschichte und militärischen Lehren, verboten waren, der sich gern elegant kleidete, tanzte, französische Romane las und die Flöte spielte, mußte sich gegen das Unverständnis und die Gewalttätigkeit seines Vaters durch heimliche Umgehung der Verbote, durch Lügen, Intrigen und Heuchelei wehren, und es ist anzunehmen, daß Finckenstein ihn dabei deckte oder zumindest zu vermitteln versuchte, was ihm auch dadurch erleichtert wurde, daß seine Frau, die von den Prinzessinnen und Prinzen wie eine zweite Mutter geliebt wurde, am Hofe Sophie Dorotheas eine bedeutende Stellung bekleidete und in der Frage der englischen Heirat von Friedrich und Wilhelmine, ebenso wie ihr Mann, ganz auf seiten der Königin stand. Friedrichs geliebter und auch im Alter noch immer verehrter Lehrer Duhan de Jandun, ein aus Frankreich geflüchteter adliger Hugenotte, der ihn in die Sprache, Kultur und Literatur Frankreichs einführte, ihm auch verbotenerweise Latein beizubringen versuchte und dem lektüresüchtigen Jüngling eine Bibliothek von etwa viertausend Bänden beschaffte, die vor dem König versteckt werden mußte, hätte das alles wohl kaum ohne das Einverständnis des Oberhofmeisters vollbringen können, der seinen Zögling sogar des Nachts nicht



Adolph Menzel: Das Tabakskollegium. Für den Kronprinzen Friedrich war dieses Vergnügen seines Vaters ein Greuel. In einem seiner ersten Gedichte, von 1729, heißt es: »Ich hab mich aus der Tabagie gedrückt. / Sonst war ich ohne Hexerei erstickt. / Dort kann man herzlich Langeweile spüren, / Geredet wird allein vom Bataillieren. / Mir, der ich friedlicher Gemütsart bin, / Will dieses Thema gar nicht in den Sinn.«

allein lassen durfte – wie auch aus einer späteren Bemerkung Friedrichs hervorgeht, in der er sich an seine früheste Lektüre erinnert. In den Gesprächen mit seinem Vorleser de Catt, der ihn auf den Feldzügen des Siebenjährigen Krieges begleitet, erzählt er am 21. Mai 1758: »Es war jedoch Befehl gegeben worden, mich am Lesen zu hindern; so war ich gezwungen, meine Bücher zu verstecken und mich beim Lesen vor dem Ertapptwerden zu schützen. Wenn mein Erzieher, der Marschall Finck, und mein Kammerdiener schliefen, stieg ich über das Bett meines Dieners hinweg und schlich mich ganz leise in ein anderes Zimmer, wo beim Kamin eine Nachtlampe brannte. Bei dieser Lampe zusammengekauert las ich das Volksbuch von der schönen Magelone und andere Bücher, die mir meine Schwester und andere

verschwiegene Leute verschafft hatten. Diese nächtliche Lektüre dauerte einige Zeit, bis der Marschall einmal durch einen Hustenanfall erwachte. Er vermißte mein Atmen, betastete mein Bett, fand mich nicht und rief laut: Mein Prinz, wo sind Sie? Alles war auf den Beinen. Ich hörte den Lärm, lief schnell zu meinem Bett und behauptete, ich hätte ein dringendes Bedürfnis gehabt. Man glaubte mir. Ich aber wagte nicht wieder, so zu entweichen, denn es wäre zu gefährlich gewesen.«

Sein Vater, so erzählt er weiter, wollte auch einen Jäger aus ihm machen, aber er las, wenn er auf Hasen und Hirsche lauern sollte, und er machte sich nichts aus dem Schimpf und dem Spott. »Mein Vater wollte durchaus nicht, daß ich läse, ich aber habe vielleicht mehr gelesen als alle Benediktiner zusammen«, sagte er, noch nach dreißig Jahren voller Triumph über den Vater, der ihn »für eine Art menschlichen Teig gehalten hatte, aus dem man formen kann, was einem beliebt. Aber wie sehr täuschte er sich.«

In die Katastrophe von 1730, zu der sich der Zwist zwischen Vater und Sohn schließlich steigerte, war Finckenstein direkt nicht mehr verwickelt, weil sich sein Amt 1729 mit der Volljährigkeitserklärung des Kronprinzen erledigt hatte. Er war in Ehren entlassen worden, und die Vorwürfe wegen falscher Erziehung, die ihm der König nach dem Fluchtversuch Friedrichs, dem Kronprinzen-Prozeß und der Hinrichtung Kattes brieflich machte, waren sehr vorsichtig formuliert. Sie bezogen sich auf die calvinistische Prädestinationslehre, die Finckenstein, ein Reformierter, dem Kronprinzen angeblich beigebracht hatte und die der König, trotz seines ebenfalls reformierten Bekenntnisses, in sittlicher und staatlicher Hinsicht für verderblich hielt. Ein Zerwürfnis hatte diese nachträgliche Schuldzuweisung, die Finckenstein zu entkräften versuchte, nicht zur Folge. Vielmehr wurde er bald danach (1733) zum Feldmarschall befördert, und es spricht für seine kluge Mittlerstellung zwischen den Parteien, daß nach seinem Tode, 1735, König und Kronprinz sein Andenken in gutem

Sinne bewahrten, wovon nicht nur beider Kondolenzbriefe zeugen, sondern auch die Erwähnung von Finckensteins militärischen Verdiensten in Friedrichs historischen Schriften, die Ernennung der Witwe Finckensteins zur Oberhofmeisterin der Witwe des Königs, Sophie Dorotheas, und nicht zuletzt das Vertrauen, das Friedrich als König in die Söhne Finckensteins setzte, wovon noch die Rede sein wird.

Friedrichs Schwester Wilhelmine hat in ihren geheimgehaltenen Memoiren, die erst im neunzehnten Jahrhundert an die Öffentlichkeit kamen, Finckenstein weniger gehässig als andere Personen ihrer leidvollen Kindheit behandelt, aber überaus freundlich nicht. Zwar spricht sie anerkennend von seiner Ehrlichkeit und seinen militärischen Verdiensten, hält ihn aber, »seiner sonstigen Talentlosigkeit« wegen, als Fürstenerzieher für unfähig, muß andererseits aber auch einräumen, daß er Friedrichs Achtung genoß.

Zu den letzten Gunstbezeugungen des Königs zu Finckensteins Lebzeiten gehörte, daß er ihm, der schon seit 1696 dem Johanniterorden angehört hatte, 1731 die Pfründe eines Komturs von Lietzen verschaffte, was möglicherweise ausschlaggebend für die Verwurzelung der Familie in der Mark Brandenburg war.

Denn Lietzen, im Kreise Lebus gelegen, ursprünglich eine Besitzung des Templerordens, die nach dessen Auflösung die Johanniter übernommen hatten, wurde nun jährlich für einige Wochen zum ersten märkischen Aufenthaltsort der Familie, und es ist nicht auszuschließen, daß dabei das nahe gelegene Madlitz in ihr Blickfeld geriet.

Jugendfreunde

Die Gemahlin des Feldmarschalls, die ihren Mann siebzehn Jahre überlebte und als Witwe der Witwe des Königs als Oberhofmarschallin diente, hatte neun Kinder geboren, von denen drei die ersten Jahre nicht überlebten, was der damaligen Kindersterblichkeitsrate etwa entsprach. Zwei Töchter heirateten in andere Adelsfamilien, wobei sie dem Königshof aber verbunden blieben, und der älteste Sohn, der mit vierzig Jahren noch unverheiratet war, starb als Offizier König Friedrichs an einer schweren Verwundung im ersten Schlesischen Krieg. Der zweite Sohn, Friedrich Ludwig, ebenfalls Offizier, wurde Erbherr auf Finckenstein, Ostpreußen, das er am Ende seines Lebens aber veräußern mußte. Als Napoleon auf dem Schloß residierte, gehörte es schon den Dohnas, nicht mehr den Finckensteins. Die beiden anderen Söhne ließen sich in der Mark nieder, der jüngere, ebenfalls Offizier und Pour-le-merite-Träger, rechts der Oder, in Drehnow, Neumark, der ältere, Karl Wilhelm, in Madlitz, zwischen Oder und Spree.

Er war der einzige der Söhne, der seinem Vater nicht in die militärische Laufbahn folgte, sondern in diplomatische Dienste trat. 1714 geboren, war er zwei Jahre jünger als Kronprinz Friedrich, den er, durch die enge Verbindung der Eltern, von Kindesbeinen an kannte, wodurch zwischen beiden, ungeachtet der Unterschiede ihrer Entwicklung, ein enges Vertrauensverhältnis bestand. Wie Friedrich wurde auch er von französischen Refugies unterrichtet, von zwei Theologen, deren Namen, Achard und